

7. Mama, Mapa, Elter sein: familiäre Geschlechterarrangements lesbischer und queerer Frauen*paare¹

Neben der Frage, ob das Ideal der bürgerlichen ›Kernfamilie‹ eine anhaltende Wirkmächtigkeit entfaltet, wird in der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung diskutiert, wie es aktuell um die Geschlechterverhältnisse hinsichtlich der Verteilung von Sorgearbeit bestellt ist. Familie wird hierbei als »der Kristallisationspunkt« gefasst, »an dem ambivalente Beziehungen zwischen Traditionalisierungseffekten und Modernisierungsprozessen von Geschlecht deutlich werden« (Kortendiek 2010: 447, H.i.O.). Es werden sowohl ein Wandel und eine Pluralisierung von Normen als auch eine Vielfalt an potentiell lesbaren Geschlechterarrangements ausgemacht. Nicht nur in sogenannten ›alternativen‹ Beziehungs- und Familienkonstellationen, auch in heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Paarkontexten zeige sich die Verteilung von Sorgearbeit zunehmend als ein Aushandlungsfeld, in dem ›selbstverständliche‹ Vergeschlechtlichungen fürsorglicher Praxis hinterfragt und potentiell neu geordnet werden können (vgl. König 2012: 11, 16). Zumindest ist dies oftmals der Anspruch. Gleichzeitig offenbart sich bei genauerer Betrachtung eine Differenz zwischen Diskurs und Praxis: So verweist etwa Rhea Seehaus in ihrer diskursanalytischen Studie *Die Sorge um das Kind* (2014) auf eine »deutliche Kluft zwischen den in den aktuellen Elternschafts- und Familiendiskursen verbreiteten Formen egalitärer Arbeitsteilungsmuster und den Darstellungen der Eltern bezüglich ihrer Zuständigkeiten« (ebd.: 121). Erwerbs- und Sorgearbeit würden insbesondere im Anschluss an eine Geburt zunehmend binär organisiert und orientierten sich an tradierten Geschlechterbildern und naturalisierenden Zuschreibungen (vgl. ebd.: 31ff.). Zu diesem Ergebnis kommen auch diverse weitere Studien, die Praktiken des Stillens und des Vater-, Mutter- und Elternseins untersuchen (u.a. Rütling 2008; Kerschgens 2009, 2012). Neben Pluralisierung und Veränderung zeigt sich also auch eine Beharrungskraft der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung und

1 Passagen aus drei Fallbeispielen, die in diesem Kapitel vorgestellt werden, sind bereits in einem Sammelband-Artikel (Dionisius 2017) erschienen.

der damit einhergehenden Reproduktion von Ungleichheitsverhältnissen entlang von Geschlecht.

Als Erklärungen für eine solche ›praktische‹ Persistenz von Geschlechterverhältnissen werden drei Aspekte identifiziert: institutionell-strukturelle Bedingungen, Geschlechternormen und die Inkorporierungen geschlechtsspezifischer Verhaltens-schemata (vgl. König 2012: 17ff.). Vielfach sprechen Autor*innen deshalb in Bezug auf die innerfamiliäre Arbeitsteilung und Geschlechterordnung auch von einer paradoxen Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz, von Ambivalenzen und von Widerspruchsverhältnissen (u. a. Maihofer 2007; Rülting 2008; Gerhard 2010a; König 2012; Peukert 2015; Pöge 2019).

Wesentlich für die ungleiche Verteilung der Sorgearbeit zwischen den hegemonial binär gedachten Geschlechtern Mann und Frau war im Kontext familialer Lebenszusammenhänge die Semantik der Mutterliebe, die sich im 18. Jahrhundert in westlichen Gesellschaften herausbildete und mit der Etablierung der bürgerlichen Kleinfamilie als regulativem Ideal einherging (vgl. Seichter 2014: 53f.; Speck 2014: 36ff.). Wie bereits in Kapitel sechs dieser Arbeit erwähnt, organisierten sich zu dieser Zeit Öffentlichkeit und Privatheit verstärkt als getrennte Sphären und als geschlechtlich strukturierte Bereiche.² Wohn- und Arbeitsstätten fielen immer seltener zusammen: Der Mann und Vater wurde der außerhäuslichen Erwerbsarbeit und dem Gesellschaftlichen, die Frau und Mutter – vor allem in bürgerlichen Kreisen – dem Haus und der Familie zugewiesen (vgl. Seichter 2014: 53, 71f.). Diese Arbeitsteilung bedeutete eine Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« (Hausen 2012 [1976]), die Vorstellungen von weiblichen und männlichen Wesenseigenschaften mit sich brachte: »Der ›Geschlechtscharakter‹ der Frau ist dabei zentral durch Eigenschaften wie Emotionalität, Fürsorge und Hingabe gekennzeichnet« (Speck 2014: 40). Hinzu kamen Weiblichkeitszuschreibungen wie Passivität und Zartheit, die sogenannten ›männlichen‹ Eigenschaften wie »Rationalität, Aktivität und Strenge« (Seichter 2014: 72) gegenübergestellt wurden. Die Naturalisierung von Frau- und Muttersein setzte sich insbesondere im Zuge ihrer Verwissenschaftlichung fort (vgl. Seichter 2014: 72ff.; Speck 2014: 40f.): Pädagogen und Ärzte meldeten sich ab Ende des 18. Jahrhunderts als Experten für Kindererziehung zu Wort, die »mit Hilfe der Deutungsmacht ihres ›objektiven‹ Wissens die Vorstellung, es

2 Wie Sabine Seichter aufzeigt, gab es etwa auch im christlich geprägten Mittelalter die Aufgabenzuweisung an Frauen, ihren »Pflichten als Ehefrau und Mutter« (Seichter 2014: 35) nachzukommen. Sie wurden damals schon dem Haus und der Familie zugeordnet (vgl. ebd.). Es ist also von Konjunkturen zu sprechen, in denen bestimmte Weiblichkeits- und Mutterchaftsideale relevant wurden und von unterschiedlichen Begründungsweisen, über die ein gesellschaftlicher Platz zugewiesen wurde. Immer wieder gingen diese Ideale aber mit einer Ungleichheit und Unterordnung der Frau unter den Mann sowie ihrer Verknüpfung mit Natur einher.

handele sich bei der Mutterliebe um eine in der Natur liegende weibliche Eigenschaft« (Speck 2014: 41), verobjektivierten. Es erschienen zahlreiche Erziehungsratgeber, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts dann ausschließlich an Mütter richteten (vgl. ebd.) und die Erziehung an diese delegierten.

Die Semantik der Mutterliebe ging darüber hinaus mit der Pflicht einher, Verantwortung zu übernehmen und sich aufzuopfern: Sie implizierte die Anforderung, stets für das Wohl des Kindes zu sorgen und dieses ins Zentrum zu stellen. Das Deutungsmuster der Mutterliebe kann somit auch als Disziplinierungs- und Ordnungsinstrument gefasst werden und ergänzte und stützte die aufkommenden gesellschaftlichen Diskurse zur Ordnung und Disziplinierung von Individuen (vgl. ebd.: 43). Ein potentielles Scheitern von Müttern daran, dieser Verantwortung nachzukommen, brachte eine weitere Emotion mit sich, die »systematisch eingeschrieben [ist] in das Leitbild der guten Mutter« (ebd.: 44): das Schuldgefühl.

Die Naturalisierung von Mutterschaft verstärkte sich, als sich ab den 1960ern vereinzelt und ab den 1980er Jahren dann hegemonial ein hormonelles Deutungsmuster von Schwangerschaft etablierte (vgl. Malich 2014a: 74), welches auch die affektive Dimension der Mutterliebe hormonell begründete (vgl. Malich 2017: 299).

Ähnlich der eingangs benannten vergeschlechtlichten Arbeitsteilung wirken auch die Semantik der Mutterliebe und Ideen einer natürlichen, wesenhaften ›Mütterlichkeit‹ bis heute fort, wie Sarah Speck verdeutlicht: Zwar hätten sich die Möglichkeiten, Weiblichkeiten und Mutterschaften zu imaginieren und zu leben, vervielfältigt und hegemoniale Vorstellungen transformiert, jedoch kämen im Zuge dieses Veränderungsprozesses vor allem weitere Anforderungen dazu (vgl. Speck 2014: 57f). Als Anforderungen an ›gute Mutterschaft‹ im späten 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts nennt Speck die Übernahme einer Vorbildfunktion gegenüber dem Kind, die Selbstsorge und das aktive Einbeziehen des Vaters. Ergänzt werden diese um die Anforderung der Übernahme einer Erwerbstätigkeit, die sich in neoliberalen, prekarierten Verhältnissen ökonomisch auch zunehmend in der (bürgerlichen) Mittelschicht ergibt (vgl. ebd.: 59). Zusammenfassend konstatiert Speck, dass es sich bei der seit dem 18. Jahrhundert bestehenden »Semantik Mutterschaft zwar um ein relativ junges, aber seitdem sehr stabiles und wirkmächtiges kulturelles Deutungsmuster« (ebd.: 65) handelt. Alltagspraktisch erscheine Mutterschaft oftmals ahistorisch, objektiv-universell und unterliege einer Naturalisierung. Zugleich verweise die stetige Wiederholung der Semantik auch auf ihre potentielle Veränderbarkeit (vgl. ebd.: 68). Sie hat – ähnlich der Zweigeslechterordnung – also den Charakter einer »doxischen Erfahrung« (Bourdieu 2005: 20) und erweist sich als enorm widerständig, was ihre Veränderung betrifft, kann aber in Bewegung gebracht und unterminiert werden.

Wie werden Geschlechter- und Mutterschaftsnormen nun von den Interviewten verhandelt, wenn es potentiell zwei Mütter-Positionen gibt? Welche familialen Geschlechterarrangements bilden sich im Zuge des Elternwerdens und -seins les-

bischer und queerer Paare heraus? Welche Bilder von Mütterlichkeit/Weiblichkeit, Väterlichkeit/Männlichkeit werden artikuliert? Lassen sich Vorstellungen ausmachen, die die binäre Ordnung transzendieren oder sie vervielfältigen? Anhand welcher Parameter werden Zuständigkeiten für Sorge verteilt und welche Strukturen relevant gemacht? Lassen sich affirmative bis kritische Bezugnahmen auf die Geschlechterordnung und eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung ausmachen?

Um diesen Fragen nachzugehen, rekonstruiere ich im Folgenden anhand von einigen Fallbeispielen verschiedene Vorstellungen und Praktiken von Mutterschaft bzw. Elternschaft und Geschlecht im Kontext des Elternseins lesbischer und queerer Paare. Im Zentrum steht dabei, welche Bedeutung heteronormative Geschlechternormen in den Bildern, den konkreten Praxisentwürfen und Praktiken der Paare von Mutterschaft und Elternschaft sowie bezogen auf die Verteilung von Haus-, Fürsorge- und Erwerbsarbeit entfalten. Zugleich fokussiere ich auf Widerspenstigkeiten, Ambivalenzen und Umdeutungen: Inwiefern lassen sich in den Aushandlungen sowohl Reproduktionen als auch ›Verqueerungen‹ tradierter regulativer Ideale von Mutterschaft und Weiblichkeit ausmachen?

Ohne die Aushandlungen der Akteurinnen* allzu stark schematisieren zu wollen, habe ich im Zuge meiner Analyse drei verschiedene Weisen, wie Mutterschaft bzw. Elternschaft ausgestaltet werden, herausgearbeitet: Erstens ist eine Orientierung an Modellen von Mutterschaft zu identifizieren, die Geschlechterdualismen sowie Vorstellungen einer ›klassischen‹, in heterosexuellen Paarbeziehungen zweigeschlechtlich organisierten Arbeitsteilung innerhalb einer lesbischen Partner*inenschaft reproduziert oder alternativ über die Figur der leiblichen Mutterschaft eine ungleiche Verteilung von Sorgearbeit legitimiert (7.1). Zweitens finden sich im Material Erweiterungen tradierter Entwürfe von Mutterschaft, Weiblichkeit und Elternschaft, die hegemoniale (Geschlechter-)Normen sowie die an sie geknüpften Formen der Arbeitsteilung dekonstruieren und die Möglichkeitsräume mütterlicher und weiblicher Subjektivierungsweisen ausdehnen (7.2). Neben den Tendenzen der Reproduktion und der Erweiterung tradierter Konzepte gibt es drittens Arrangements, welche die Binarität der symbolischen Geschlechterordnung gänzlich infrage stellen und potentieller Motor für eine grundlegende Neuordnung von *Care*- und Geschlechterverhältnissen sein könnten (7.3). Besonders fokussiere ich in der Analyse, inwiefern eine Reflexion heteronormativer Skripte durch die Interviewten erfolgt oder die Beschreibung der elterlichen Subjektposition mit Naturalisierungen einhergeht. Findet eine Dekonstruktion letzterer statt und wird das individuelle Tun von Elternschaft und Geschlecht reflexiv mit den eigenen Präferenzen, Möglichkeiten und Fähigkeiten begründet, so kann beispielsweise auch eine Identifikation mit Mutterschaft und die Übernahme häuslicher Tätigkeiten ein bewusstes, kontextsensibles Queeren von Geschlechterverhältnissen bedeuten (vgl. Janssen 2016: 154).

7.1 Von Muttergefühlen und Hormonen, die »Amok [...] laufen«: Orientierungen an tradierten Bildern von Mutterschaft und Geschlecht

Ein erstes Beispiel für die Orientierung an tradierten Bildern von Mutterschaft, Vaterschaft und Elternschaft ist die Familie von Isabell Schmitz, die bereits in Kapitel 6.2.1 im Rahmen der Fallanalysen ausführlicher vorgestellt wurde. Isabell Schmitz und ihre Partnerin Silvia Schmitz verstehen sich beide als lesbisch und als Frauen.

Isabell Schmitz hat ein Kind bekommen, das zum Zeitpunkt des Interviews sieben Monate alt ist. Sie hat ihren Wunsch mit Kind zu leben über die private Spende eines schwulen Mannes verwirklicht, der das Kind ein- bis zweimal pro Woche betreut. Ihre Partnerin Silvia Schmitz wollte ursprünglich nicht als Elternteil fungieren, inzwischen ist aber auch sie Teil der Elternkonstellation. Silvia Schmitz wohnt mit Isabell Schmitz und dem Kind zusammen, der Spender und Vater lebt in einem getrennten Haushalt.

In den Ausführungen zu ihrem Verständnis von Elternschaft rekurriert Isabell Schmitz zunächst wiederholt auf das heteronormative Familienideal einer Vater-Mutter-Kind-Konstellation. Der Vater spielt aus ihrer Perspektive eine wichtige und besondere Rolle und es bestehe eine unüberbrückbare Differenz zwischen Mutterschaft und Vaterschaft. Aus diesem Grund hat sie sich auch für eine Elternkonstellation mit einem ihnen bekannten Spender entschieden:

»Aber für das Kind ist es das Beste, weil-, also ich habe einfach die Meinung, die zwei besten, tollsten Mamas der Welt können einfach den Papa nicht ersetzen, das ist so. Und das kann auch kein Opa und kein Onkel und kein bester Freund der Familie, das kann niemand ersetzen, Papa ist Papa.« (ISch 3, 119-123)

Isabell Schmitz argumentiert in dieser Passage normativ und konstruiert das Vorhandensein eines Vaters als dem Wohle des Kindes dienend. Sie unterscheidet binär zwischen weiblichen und männlichen Bezugspersonen, indem sie den Vater den Müttern gegenüberstellt und betont, dass sogar das doppelte Vorhandensein der Mütter seine Position nicht füllen könne. Zweigeschlechtlichkeit setzt sie als grundlegendes Merkmal von elterlichen Fürsorgebeziehungen zum Kind voraus. Zudem vollzieht sie eine Hierarchisierung männlicher Bezugspersonen, indem sie den »Papa« zu anderen potentiell sorgetragenden Männern (»Opa«, »Onkel«, »bester Freund der Familie«) in Relation setzt und ihm eine Sonderposition zuschreibt. Inwiefern der »Papa« aus ihrer Perspektive nicht ersetzbar ist, führt Isabell Schmitz hier nicht genauer aus. Die Bedeutung des Vaters wird nicht an konkreten Emotionen, (Tätigkeits-)Zuschreibungen, Aufgaben oder Funktionen festgemacht, das geschlechtlich konnotierte ›Sein‹ steht neben dem Verwandtschaftsgrad im Vordergrund.

Die Idee einer Differenz von Mutterschaft und Vaterschaft zeigt sich auch in einer weiteren Passage, in der sie davon berichtet, wie schwer es ihr fiel, den Spender und Vater im Alltag in die Elternschaft einzubinden:

»Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass der rausgeht mit ihr. Also das war für mich, alle Hormone (lacht) sind da Amok gelaufen. Und das hätte ich nie, nie für möglich gehalten. Das versteht er natürlich nicht so sehr. Er hat die Hormone nicht, er hat dieses ganze Muttergefühldings nicht und er sieht halt nur so seine Zeit mit ihr dahinflöten, also seine Bindung mit ihr und dass er einfach zu wenig Zeit mit ihr alleine hat und so. Kann ich absolut alles nachvollziehen, aber es ist natürlich ein extremes Konfliktpotential.« (ISch 8, 363-369)

Isabell Schmitz führt ihr Gefühl des Nichtloslassenkönnens auf hormonelle Einflüsse zurück, die es ihr nicht möglich machen, das Kind für mehrere Stunden an den Vater abzugeben und die eine postnatale Egalisierung der Elternschaft konterkarieren. Zudem mobilisiert sie eine dem Abgeben entgegenstehende, von ihr nicht genauer definierbare Emotion, die Müttern eigen sei (»Muttergefühldings«). Diese Erklärungen knüpfen an die eingangs benannten, modernen, naturalisierenden Narrative zu Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft an, darunter die Idee des Mutterinstinkts (vgl. Badinter 1988: 113), die Semantik der Mutterliebe (vgl. Speck 2014: 36ff.) sowie das hormonelle Deutungsmuster von Schwangerschaft (vgl. Malich 2014a: 74), das auch mit der Vorstellung einer hormonell bedingten Mutterliebe einhergeht (vgl. Malich 2017: 299). Indem Isabell Schmitz die Metapher der »amoklaufenden« Hormone verwendet, verstärkt sie die Konnotation von Mutterschaft und Emotionalität und setzt das Muttersein, so meine Lesart, mit einem unzurechnungsfähigen Zustand gleich. Dieser emotionale Zustand könne durch den (implizit) als rational konstruierten Vater nicht nachvollzogen werden, da er nicht unter dem Hormoneinfluss stehe. Über den Verweis auf Hormone naturalisiert sie den von ihr angenommenen Unterschied zwischen Vaterschaft und Mutterschaft und legitimiert ihr Handeln. Als Mutter ist sie zunächst in der Position der Mächtigen: Sie bringt Verständnis für seine Haltung und seine Bedürfnisse auf, muss aber aufgrund ihrer »Wesenhaftigkeit als Mutter« nichts an ihrer Handlungsweise ändern und darf ihm das Kind vorenthalten. Während in der anfangs zitierten Passage der Vater qua »Sein« noch eine besondere Rolle einnahm, privilegiert sie hier ganz klar die leibliche Mutterschaft. Damit entzieht sie sich der aktuell bedeutsamen Mutterschaftsnorm, den Vater aktiv in die Elternschaft einzubinden (vgl. Speck 2014: 59). Zugleich kann sich ihre Argumentation auch als »Bumerang« erweisen: Mit ihrem hormonellen Deutungsmuster von Mutterschaft und einer somatisierten Emotionalität, die an die Konstruktion von Schwangerschaft als Zustand hormonell bedingter Stimmungsschwankungen (vgl. Malich 2017: 394ff.) anschließt, entwirft sie Mütter als unberechenbare, irrational agierende Subjekte, de-

ren Selbstbestimmungsrecht vor diesem Hintergrund auch infrage gestellt werden könnte.³

In ihrer Verhandlung von Mutterschaft sind darüber hinaus geschlechtsspezifische Tätigkeitszuschreibungen bedeutsam. Innerhalb des Paarkontexts praktizieren Isabell und Silvia Schmitz eine Arbeitsteilung, die analog zur zweigeschlechtlich organisierten Trennung von ›weiblicher Hausarbeit‹ und ›männlicher Lohnarbeit‹ funktioniert. Isabell Schmitz beschreibt ihre jeweiligen Subjektpositionierungen, die sie mit dem Begriff der »Rolle«⁴ fasst, folgendermaßen:

ISch: »Also meine Partnerin sieht sich ja gar nicht als Mutter, [...], sie will auch nicht von ihr Mama genannt werden oder irgend so was, sondern sie ist Silvia und wird bei ihrem Namen genannt. Und ich rede auch mit ihr nur von der Silvia, also das ist-, das ist dann keine Mami oder keine Mutti oder irgendwelche komischen Abwandlungen dann, sondern das ist einfach die Silvia. Und von daher, ich bin ganz klar die Mama und habe alle Rollen intus, die eine Mama hat.«

Interviewerin*: (unterbricht) »Was macht Mama-sein für dich so aus?«

ISch: »Ja, halt so das Ganze sich kümmern, da sein, auch wenn es schwierig ist, also dieses Ganze-, das Mütterliche einfach. Auch den Haushalt machen, ja, diese klassischen Frauenrollen eigentlich. [...] Also wirklich, wir sind hier eine ganz klassische Familie, nur, dass meine Frau eine Frau ist und kein Mann (lacht). Und sie ist tatsächlich eher so der männlichere Part, also sie hat gemeint, wenn sie so eine Elternrolle haben muss, dann würde sie sich eher als Papa sehen. Aber einen Papa hat sie ja nun. Aber sie ist eher so- (Interviewerin*: »Einfach Silvia?«) – genau. [...] Aber, ja, also so ist das bei uns eigentlich ganz klassisch. Sie kommt abends nach Hause und kuschelt dann noch mit ihr [dem Kind, A.d.V.] und am Wochenende.« (ISch 11, 492-513)

Was Mutterschaft für sie auszeichnet, entlehnt Isabell einer von ihr als »klassisch« bezeichneten »Frauenrolle«: Mutterschaft bedeutet für sie die Übernahme reproduktiver Tätigkeiten wie Fürsorge- und Hausarbeit, die sie selbst auch übernimmt. Die Positionierung ihrer Partnerin, die in ihrer Konstellation der Lohnarbeit nachgeht, unter der Woche wenig in die täglich anfallende *Care*-Arbeit involviert und insbesondere am Wochenende präsent ist, bezeichnet sie als »männlich«. Hiermit

3 Zu den Implikationen und Ambivalenzen einer Somatisierung der Gefühle von Schwangeren siehe Malich 2017.

4 In meiner Analyse greife ich den Begriff der »Rolle« nicht auf, da er mit einigen Problematiken einhergeht. Wie u.a. Meuser (2010) verdeutlicht, verbleibt die Geschlechterrollentheorie innerhalb der Binarität von Mann und Frau und vernachlässigt Macht- und Herrschaftsbeziehungen. Mit der Wendung der »Subjektpositionierung« schließe ich an das in Kapitel zwei skizzierte, queer-theoretische Verständnis von Geschlecht als konstruiert an, das die Einbettung und Ko-Konstitution von Geschlecht innerhalb gesellschaftlicher, heteronormativer (Macht-)Verhältnisse fokussiert.

rekurriert Isabell Schmitz auf das tradierte Bild des erwerbstätigen, sich meist außerhäuslich bewegendem, abwesenden Vaters. Benennungen, die eine ›mütterliche‹ Positionierung ihrer Partnerin signalisieren würden, markiert Isabell Schmitz als unpassend.

Indem Isabell Schmitz immer wieder Parallelen zwischen der Position ihrer Partnerin und einer Vaterschaft zieht, reproduziert sie Vorstellungen geschlechtsbezogener Sorgepraktiken, »die eine Präsenz von Müttern statt von Vätern bei der Kinderbetreuung nahelegen« (Rückert-John/Kröger 2015: 85). Eine Vervielfältigung von Weisen des Mutterseins hin zu Mutterschaften spiegelt sich hier nicht wider. Die Benennung als »Papa« bleibt Silvia Schmitz in der Konstellation jedoch auch verwehrt, da die Position des Papas bereits besetzt ist und die heteronormative Idee von Elternschaft eine dritte elterliche Subjektposition in den Bereich des Nicht-Denkbareren und somit auch Nicht-Benennbaren verschiebt, auch wenn die Konstellation der Schmitz' alltagspraktisch als erweitertes Bezugspersonenmodell für das Kind gelebt wird (vgl. 6.2.2). Die Schmitz lösen die Benennungsleerstelle, indem Isabell Schmitz' Partnerin mit ihrem Vornamen Silvia bezeichnet wird.

Auf die Nachfrage der Interviewerin* hin, ob Isabell Schmitz Beispiele aus ihrem Familientag zu den unterschiedlichen Zuständigkeiten für das Kind geben könne, hebt diese insbesondere das Stillen und die Beruhigung des Kindes hervor:

»Also allein das Stillen schon, das ist einfach-, das ist ganz anders. Sie [Silvia Schmitz, A.d.V.] kann das nun mal nicht und sagt auch, sie wäre total überfordert mit ihr, wenn sie so einen Quengeltag hat oder wenn sie einfach so müde ist oder wenn sie einfach weint und nicht so genau definierbar ist, was los ist, ist sie total überfordert, also da weiß sie überhaupt nicht, was sie machen soll. Und von daher ist sie sehr froh, dass ich da bin, die dann einfach sofort weiß, was man tun soll, und das in der Regel auch hilft (lacht).« (ISch 11, 515-520)

Die Praxis des Stillens bringt für sie eine grundlegende Differenz ihrer Position als leibliche Mutter mit sich. In der Beschreibung Isabell Schmitz' handelt es sich um eine Fürsorgetätigkeit, die nur sie wahrnehmen kann. Das lässt darauf schließen, dass sie Stillpraktiken auf das Bruststillen durch die gebärende Person reduziert und Alternativen wie Abpumpen, Flaschenstillen oder Ko-Stillen nicht einbezieht. An die Erwähnung des Stillens als gewichtiges Differenzmerkmal zwischen ihr und ihrer Partnerin schließt eine Passage zu (Un-)Möglichkeiten einer Beruhigung des Kindes an. Während Silvia Schmitz von Isabell Schmitz als überforderte Bezugsperson konstruiert wird, die sich an »Quengeltagen« oder auch in Situationen, in denen das Kind »einfach weint«, durch einen Mangel an Wissen und Handlungskompetenz auszeichnet, weiß sie selbst »sofort«, was das Kind beruhigt. Dieses Wissen sowie die daraus resultierenden mütterlichen Sorgepraktiken, die nicht näher benannt werden, beschreibt sie als wirksam. Dass Isabell Schmitz schließlich

in eine allgemeine Formulierung wechselt (sie wisse, »was *man* tun soll«), verweist auf die Vorstellung, dass leibliche Mutterschaft eine spezifische Handlungskompetenz mit sich bringt, die anderen Bezugspersonen (etwa Vätern, nicht-leiblichen Müttern oder anderen Sorgenden) nicht zugänglich ist.

Isabell Schmitz' Bilder und Ausgestaltungen von Mutterschaft und Elternschaft sind zusammenfassend als Reproduktion tradierter Geschlechterbilder und den damit verbundenen Tätigkeitszuschreibungen einzuordnen. Es erfolgt ein Transfer auf einen lesbischen familialen Kontext, ohne Weiblichkeit und Männlichkeit als Bezugssysteme aufzubrechen. Die Herausforderung, Elternschaft zwischen drei Personen auszuhandeln und eine zweite weibliche Bezugsperson darin zu positionieren, führt nicht dazu, dass Ideen von Mutterschaft und Elternschaft sich erweitern. Isabell Schmitz verbleibt in der binären Logik von »Männlichkeit vs. Weiblichkeit« und daraus abgeleiteten Aufgabenverteilungen. Diese herausgehobene, zum Teil exklusive Positionierung, die sie für sich beansprucht, kann auch als »hegemoniale Mütterlichkeit«⁵ (Ehnis 2008: 64) gefasst werden und schließt andere Bezugspersonen weitgehend von der Kinderbetreuung aus. Hegemoniale Mütterlichkeit ist hierbei nicht als machtvolle Positionierung innerhalb der Geschlechterordnung zu deuten, sondern ist gerade ein Ausdruck von Ungleichheitsverhältnissen, in denen eine traditionale Arbeitsteilung mit all ihren Benachteiligungen für die, die *Care*-Arbeit verrichten, fortgeschrieben wird – in diesem Fall auch zwischen Frauen. Die Analyse zeigt, dass sie sich in ihren individuellen Konstruktionen von Mutter- und Vaterschaft, Weiblichkeit und Männlichkeit an hegemonialen Geschlechterdiskursen orientiert.

Es finden sich im Sample aber auch Narrationen, die verdeutlichen, dass biografisch erst über die Positionierung als Mutter eine Traditionalisierung der geschlechtlichen Existenzweise stattfindet. Mutterschaft und Schwangerschaft fungieren hierbei als »Normalisierungsvehikel«, indem sie eine Annäherung an hegemoniale Normen von Geschlecht erfordern bzw. ermöglichen. Das Fallbeispiel von Rebecca Martin steht exemplarisch hierfür.

Rebecca Martin lebt mit ihrer Partnerin Sara Martin in einem Dorf innerhalb Deutschlands. Sie identifizieren sich als Frauen und als lesbisch. Zum Zeitpunkt des Gesprächs leben sie mit zwei Kindern zusammen, die Rebecca Martin ausgetragen hat. Aktuell ist sie mit dem dritten Kind schwanger. Die beiden privaten Samenspende, die für sie gespendet haben, sind nicht aktiv in die Elternschaft eingebunden. Sowohl Rebecca als auch Sara Martin empfinden den Begriff »Mut-

5 Unter hegemonialer Mütterlichkeit versteht Patrick Ehnis »die Formen geschlechtsbezogener Praktiken und Zuschreibungen, welche die Präsenz von Müttern (statt von Vätern) bei der Kinderbetreuung sichern und für die Unterordnung und Hierarchisierung abweichender Erziehungspraktiken auch von anderen Frauen genutzt werden können« (Ehnis 2008: 64).

ter« als passend für ihre elterlichen Positionen. Was Rebecca Martin mit Muttersein assoziiert, führt sie in der folgenden Passage aus:

Interviewerin*: »Ja, was verbindet ihr mit Muttersein?«

RM: »Mit Muttersein? [...] Ja, ich weiß nicht, man ist plötzlich für so viel verantwortlich irgendwie, man sieht die Welt auch ganz anders. Ich war früher-, das hört sich blöd an, aber ich war so ein Horrorfan, ja. Und mittlerweile kann ich irgendwie gar nicht mehr hier in Ruhe einen Horrorfilm anschauen, weil ich mir denke, was schaue ich für einen Scheiß an, mein Kind liegt hinter der Wand. Du bist so verantwortlich, du willst, dass das Kind nichts Böses erfährt, nichts mitkriegt, nichts hört. Also so, ja. Das hat sich schon stark verändert so [...]. Und Mutter sein, weiß ich nicht, das war schon-, das wollte ich schon immer sein, das war schon immer so ein Wunsch von mir früher. Und das-, ja, es ist schon toll.« (RM 32, 1712-1725)

Eine Mutter zu sein, zeichnet sich für Rebecca Martin primär durch die Übernahme von Verantwortung aus. Verantwortlichkeit bedeutet für sie, das Kind vor einer als gefährlich konstruierten Außenwelt, die unter anderem über mediale Artefakte Einzug ins Zuhause halten kann, zu beschützen und zu bewahren – und impliziert damit auch die Möglichkeit des Scheiterns. Als Beispiel führt sie den Konsum von Horrorfilmen an, der ihre mütterliche Pflichterfüllung potentiell konterkariert. Die Maßstäbe dessen, welche Freizeitbeschäftigungen moralisch vertretbar und verantwortungsbewusst sind, haben sich mit der neuen Subjektposition als Mutter verschoben. Im kulturellen Deutungsmuster der Mutterliebe, die wie eingangs angeführt mit Verantwortlichkeit einhergeht, wird aus der Norm fallendes Verhalten über die Figur der ›Rabenmutter‹ sanktioniert (vgl. Speck 2014: 44) – unter dieses Bild der ›schlechten Mutter‹ müssten Horrorfilm-affine Mütter nach Rebecca Martins Ausführungen wohl subsumiert werden. Grundsätzlich ist Mutterschaft für sie emotional positiv besetzt. Rebecca Martin konstruiert Mutterschaft schließlich als einen Wunsch, der »schon immer« präsent war und auf Verwirklichung drängte. In den Ausführungen Rebecca Martins spiegeln sich Verhaltensnormen und gesellschaftliche Erwartungen wider, die an Frausein und Mutterschaft geknüpft sind und die sie vor dem Hintergrund ihres eigenen Mutterseins reflektiert.

Mutterschaft läutet für Rebecca Martin auch einen Wendepunkt in ihrer geschlechtlichen Existenzweise ein: Muttersein kombiniert mit einem als weiblich/feminin gelesenen Geschlechtsausdruck stellen für sie Normalisierungsmomente dar. Hegemoniale Weiblichkeitsnormen zu verwirklichen und männlich konnotierte Tätigkeiten zu unterlassen gehen mit einem Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe der Frauen einher, wie sie ergänzt durch ihre Partnerin erzählt:

RM: »Und jetzt halt [als Mutter, A.d.V.] gehöre ich auch so dazu zu den Frauen, das hat noch mal viel ausgemacht, also dieses Weiblichsein. Also jetzt bin ich ja eigentlich sehr weiblich, lange Haare, Rock, früher war ich eher so, ja, kurz rasierte Haare und-, also ganz anders.«

SM: (unterbricht) »Herrenklamotten und-«

RM: »Ja, ich war so, also ich war-«

SM: (unterbricht) »Sehr jungenhaft.«

RM: »Ja, ich bin auch Inlineskates gefahren und so an der Rampe und so, also eher so Jungensport, alles so was. Und das war dann so, diese Schwangerschaft hat mich total verändert, und das war-, ist auch jetzt so, dass ich irgendwie, so jetzt fühle ich mich so voll als Frau auch, und das war vorher irgendwie so gar nicht. Das hat-, ja genau, und das ist total positiv. Und das finde ich auch voll schön an der Schwangerschaft immer, da bist du plötzlich so-, ja dazugehörig gewesen irgendwie, das habe ich vorher nicht so gehabt. Ich glaube, bei dir ist das nicht so, weil du bist ja schon immer so weiblich gewesen eigentlich.«

SM: »Ich bin eh ein sehr mütterlicher Typ eigentlich von meinem Wesen her, immer sehr fürsorglich und-, und kümmern und machen.« (RM+SM 32f., 1725-1745)

Sowohl Sara als auch Rebecca Martin orientieren sich hier an hegemonialen Normen von Mutterschaft und Weiblichkeit. Sara Martin identifizierte sich biografisch durchgängig mit hegemonialen Bildern von Weiblichkeit. Mit der Vorstellung, sie sei von ihrem »Wesen her« ein »mütterlicher Typ«, naturalisiert sie Fürsorge als Eigenschaft und argumentiert ähnlich wie Isabell Schmitz. Rebecca Martin berichtet hingegen zunächst von einer geschlechtlich diverseren Praxis: Vor der Schwangerschaft lebte sie als Frau mit einer »jungenhaften« Performanz (vgl. Butler 1991) von Geschlecht. Diese zeichnete sich für sie dadurch aus, dass sie ihre Haare rasierte, Kleidung trug, die Männlichkeit symbolisiert, und Inlineskates in Skateparks fuhr, was sie ebenfalls als männliche Aktivität konstruiert. Mit der Schwangerschaft veränderte sich ihre geschlechtliche Positionierung grundlegend. Ihre neue Performanz von Geschlecht, die sich an hegemonialen Normen von Weiblichkeit orientiert, thematisiert Rebecca Martin jedoch nicht als bewusst gewählte geschlechtliche Inszenierung (etwa als *femme*⁶). Sie führt vielmehr die Schwangerschaft als auslösendes Ereignis an und naturalisiert den Wandel. Dass sie sich »voll als Frau« und

6 »Femme« ist ein Begriff für eine queere Subjektposition, die sich durch eine feminine Geschlechterperformanz auszeichnet. Diese »beruht nicht auf der vermeintlich naturgegebenen Femininität eines weiblichen Körpers, sondern ist eine transformative Inszenierung« (Fuchs 2009: 14). Widerstand wird hier gerade durch das Leben von Femininität ausgeübt, wie unter anderem Sabine Fuchs hervorhebt, indem auf die Konstruktion und Gestaltbarkeit von Geschlecht(skörpern) und Begehren verwiesen wird: »Der weibliche Körper ist weder der Ursprung noch der natürliche Ort von Femininität. Anhand der Genderinszenierung von Femmes lässt sich nicht nur eine Entnaturalisierung von Weiblichkeit nachvollziehen, son-

als »dazugehörig« fühlt, kann als affektive Beschreibung dessen gedeutet werden, dass sie sich über die Elternschaft eine intelligible Geschlechtsposition angeeignet hat: Schwangerschaft und Mutterschaft stellen für Rebecca Martin Normalisierungsprozesse dar und gehen mit einer Zugehörigkeit zur Gruppe der Frauen einher. Diese Prozesse fasst sie jedoch nicht als gesellschaftlich vermittelte auf. Das neue Gefühl der Anerkennung als Subjekt wird von Rebecca Martin im gesamten Gespräch nicht in Beziehung zu heteronormativen Strukturen und Diskursen gesetzt, die Geschlecht regieren und den »Rahmen«⁷ für intelligible geschlechtliche Positionen darstellen, sondern als individuelle, qua Natur erfolgende Angleichung im Zuge der Schwangerschaft gefasst. Rebecca und Sara Martins Vorstellungen von Mutterschaft und Geschlecht sind insgesamt binär strukturiert und als Reproduktion tradierter Weiblichkeits-, Männlichkeits- und Mutterschaftsbilder einzuordnen. Im Gegensatz zu Isabell Schmitz und deren Partnerin stellen sie jedoch keine Analogie zu heterosexuellen Paarbeziehungen und den elterlichen Positionen von Mutter und Vater her. Sie identifizieren sich beide als Frauen und Mütter und können zwei mütterliche Positionen reibungslos in ein Elternmodell integrieren – möglicherweise auch aufgrund der abwesenden Spender, deren biologische Verbindung relational belanglos zu sein scheint. Es handelt sich insgesamt um einen flexiblen Bezug auf Natur: Für Rebeccas Mutterschaft spielen die Naturalisierung von Schwangerschaft und Muttersein eine Rolle, bei Sara Martin ist eher eine naturalisierende Deutung von Weiblichkeit auszumachen.

Die unterschiedlich begründete, aber vorhandene »Gleichheit« ihrer mütterlichen Positionen hat auch Konsequenzen für ihre familiäre Arbeitsteilung. Eine tradierte Einteilung von Haus- und Fürsorgearbeit als »weiblicher« und Lohnarbeit als »männlicher« Sphäre kann nicht als Orientierungsrahmen dienen. Über ihre Arbeitsteilung berichten sie:

SM: »Aber so Haushalt und alles, das teilen wir uns schon. Also ich-, man hört das im Gegensatz zu heterosexuellen Familien, weil unsere Freunde sind eigentlich alle heterosexuell, wir haben wenig lesbische Freunde, und da ist es oft so, dass die Männer dann heimkommen von der Arbeit, sich auf das Sofa legen und schlafen. Das mache ich nicht. Also ich bin-, ich mache dann schon ganz viel im Haushalt (RM: »Ja«), koche, gehe einkaufen, also wir machen das schon alles zusammen.«
RM: »Ja, so eine richtige Rollenverteilung gibt es nicht.«

dern auch, dass Femininität, weiblicher Körper und Heterosexualität von vornherein niemals »natürlich« miteinander verbunden waren« (ebd.: 18).

7 Mit dieser Wendung beziehe ich mich auf Judith Butlers Begriff des »Rahmens« (im englischen Original »frame«). Ein Subjekt kann für Butler erst innerhalb eines Rahmens zu existieren beginnen. Es wird im Kontext gesellschaftlicher Normen hervorgebracht und von deren Beschaffenheit ist eine Anerkennung abhängig (vgl. Butler 2010: 11).

Interviewerin*: »Ja. Also es war euch auch wichtig immer, dass es (SM: »Ja«) gleichberechtigt läuft?«

SM: »Ja, es hat sich auch so ergeben eigentlich (RM: »Ja«). Ich meine, es ist so.«

RM: »Ich kümmere mich ums Geld und die Autos (alle lachen).«

SM: »Ja, das ist typisch (.). Ich bin halt derjenige, der immer-, immer Handarbeit macht (alle lachen), sehr gerne kocht und bäckt und (RM: »Ja«) –, ja das stimmt.«

RM: (unterbricht) »Wobei ich könnte auch alles machen, aber ich mache es nicht so gerne, aber ich mache es halt.«

SM: (spricht weiter) »Ich bin eher so die Kreative von uns, die Chaotische, Kreative (RM: »Ja«), Verträumte.«

RM: »Ich bin die, die alles ein wenig unter Kontrolle hat und einen Blick drauf hat, damit wir auch finanziell über die Runden kommen (alle lachen). (SM: »Ah ja-«)

Und alles geordnet ist, die Termine eingehalten werden und so.« (SM+RM 19f., 990-1020)

Rebecca und Sara Martin markieren ihre Arbeitsteilung im Haushalt als different zur Mehrheit der heterosexuellen Paare in ihrem Freund*innenkreis, die sich viel stärker an klassischen Zuständigkeiten orientieren. Die Aufgabenverteilung wird von Rebecca und Sara Martin eher als Zufallsprodukt und nicht als bewusster Aushandlungsprozess markiert – sie habe sich »so ergeben«: Rebecca Martin ist die, die stärker in die Alltagsbetreuung der Kinder eingebunden ist und gleichzeitig Aufgaben wie die Verwaltung der Finanzen oder die Instandhaltung des Autos übernimmt, während Sara Martin den größeren Lohnarbeitsanteil abdeckt und zugleich ihre Vorliebe für das Kochen, Backen und Nähen in den Alltag einbringt. Es entsteht ein Modell der Arbeitsteilung, das flexibel ist und individuelle Präferenzen und Kompetenzen in den Vordergrund stellt. Die Arbeit im Haushalt teilen sie sich egalitär auf, Lohn- und Fürsorgearbeit übernehmen sie hingegen in unterschiedlichem Maße: Während Rebecca Martin zu einem geringeren Teil erwerbstätig ist (50-Prozent-Stelle) und dafür mehr in die alltägliche Betreuung der Kinder involviert ist, arbeitet Sara Martin Vollzeit und kümmert sich nach Feierabend und am Wochenende (mit) um die Kinder. Eine ungleiche Einbindung in Lohnarbeitsverhältnisse und daraus potentiell resultierende ökonomische Abhängigkeiten kennzeichnen ihre Arbeitsteilung somit allerdings auch.

Im Verlauf des Gesprächs diskutieren sie schließlich, inwiefern sich ihre Mutterschaften unterscheiden und die leibliche Mutterschaft Rebecca Martins eine Rolle für die Aufgabenverteilung spielt:

SM: »[...] Was uns unterscheidet in dieser Mutterschaftsrolle (lacht), da gibt es immer so Dinge, die du immer machst, zum Beispiel nachts aufstehen. Das ist was, das kann ich absolut nicht (alle lachen). Ich wehre mich vehement dagegen, dies zu tun, weil ich es einfach nicht kann. Also ich-«

RM: (unterbricht) »Na gut, sie arbeitet auch vierzig Stunden, muss oft früh raus. Das ist noch was anderes.«

SM: »(.) eine leibliche Mutter kann das. Ich weiß nicht. Das habe ich schon von anderen auch gehört. Ich kann das nicht. Wenn ich nachts aufstehen muss und mich mit einem Kind beschäftigen muss, dann kann ich nicht mehr einschlafen. Und wenn ich dann um vier aufstehen muss, wenn meine Frühschicht ist, ist das dann nicht so prickelnd [...], wenn ich dann die halbe Nacht nicht geschlafen habe.«

RM: (unterbricht) »Vielleicht könntest du es, wenn du es müsstest. Aber du musst ja nicht.« (SM+RM 18f., 948-963)

Sara Martin argumentiert in dieser Passage naturalisierend, konstatiert einen essenziellen Unterschied von leiblicher und nicht-leiblicher Mutterschaft und markiert ihn als ausschlaggebend für die Fähigkeit nachts wieder schnell einschlafen zu können, wenn das Kind Zuwendung einfordert. Leiblichkeit strukturiert für sie die Aufteilung der Fürsorgearbeit wesentlich und determiniert sie ein Stück weit. Rebecca Martin wiederum hinterfragt diese Annahme. Sie führt ihre Zuständigkeit für die nächtliche Betreuung der Kinder eher pragmatisch auf die differente Verteilung von Lohn- und Sorgearbeit zurück. Sara Martin ist Vollzeit erwerbstätig und aus diesem Grund nachts nicht für die Fürsorge zuständig. Dies schafft eine Differenz zwischen beiden und ihren elterlichen Aufgaben. Es könnte aber auch anders ausgestaltet werden, wie Rebecca Martin andeutet, indem sie auf die Rahmenbedingungen rekurriert, unter denen Sara Martin aktuell nicht verantwortlich ist und ergänzt, dass diese es könnte, wenn sie müsste. Damit markiert sie die Aufgabe, Kinder nachts zu versorgen – wenn auch zaghaft und mit einem »vielleicht« versehen – als prinzipiell gestalt- und aushandelbar, anstatt leibliche Mutterschaft mit besonderen Fähigkeiten (nachts aufstehen und wieder einschlafen können) zu belegen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich sowohl Isabell Schmitz als auch Rebecca und Sara Martin insgesamt stark entlang tradiertter Ideen von Zweigeschlechtlichkeit bewegen und dazu tendieren, Weiblichkeit und Mütterlichkeit zu naturalisieren. Im Vergleich dieser beiden Beispiele ist interessant, dass die Orientierung an tradierten Mutterschafts- und Weiblichkeitsidealen bei der partnerschaftlichen Aufgabenteilung aber auch zu Egalität und Flexibilisierungen von Zuständigkeiten führen kann. Während Isabell Schmitz die klassische, heterosexuelle familiäre Arbeitsteilung auf ihr Familienmodell transferiert, erfolgt bei Rebecca und Sara Martin eine weitgehende Aufhebung der Trennung von häuslichen, feminisierten und außerhäuslichen, maskulinisierten Tätigkeiten. Die Sphärentrennung in »männliche« und »weibliche« Aufgabenbereiche funktioniert für sie nicht als Orientierungsrahmen – sie definieren sich beide als Frauen und Mütter und splitten die Arbeit zum einen nach ihren Vorlieben und individuellen Fähigkeiten. Zum anderen wird deutlich, dass strukturelle Bedingungen wie die (ungleiche) Verteil-

lung von Lohnarbeit Zuständigkeiten für *Care* mit organisieren. Die in ihren Praktiken liegenden Erweiterungen von Weiblichkeit und Mutterschaft werden von den Martins jedoch nicht explizit reflektiert, sondern eher beiläufig inkorporiert und stattdessen Normalisierungsprozesse hervorgehoben, die sich durch das Muttersein eröffnen.

Im Folgenden möchte ich nun Beispiele betrachten, in denen eine Erweiterung tradierter Bilder von Mutterschaft reflektiert wird und in denen sich Praktiken des Mutterseins rekonstruieren lassen, die elterliche und geschlechtliche Normen (potentiell) zu destabilisieren vermögen.

7.2 »Und dann habe ich aber irgendwann gerafft, dass man es als Mami [...] genauso gut machen kann«: Dekonstruktion und Erweiterung tradierter Mutterschaftsbilder

Auch andere Interviewte entwarfen Mutterschaft zunächst wie Isabell Schmitz entlang tradierter Deutungsmuster und als Gegenpol zu Vaterschaft. Bei einigen veränderte sich diese Perspektive jedoch im Laufe ihrer Elternschaft und es fanden individuelle, emanzipatorische Umdeutungen statt. Das zeigt sich unter anderem am Beispiel von Lisa und Hanna Weber. Lisa Weber hat zusammen mit ihrer Partnerin Hanna über die Samenspende eines Bekannten ein Kind bekommen. Hanna Weber identifiziert sich als lesbisch, Lisa Weber als queer begehrend. Das erste Kind hat Hanna ausgetragen. Zum Zeitpunkt des Interviews haben sie die Position der leiblichen Mutter getauscht und Lisa ist über die Samenspende eines weiteren guten Freundes schwanger geworden. Zu dem ersten Spender besteht kaum noch Kontakt. Der zweite Spender plant, in Zukunft als dritte Bezugsperson für beide Kinder da zu sein, er wird jedoch nicht im selben Haushalt wie die Webers wohnen.

Die Webers beschreiben den zweiten Spender als »männliche Bezugsperson« und führen damit ein geschlechtlich konnotiertes Eltern- bzw. Bezugspersonenmodell ein. Lisa Weber berichtet über ihr Bild von Vaterschaft:

»Ich weiß gar nicht, ob das noch der aktuelle Stand ist, aber früher war für mich ein Papa schon auch, der so ein bisschen mehr so Papasachen mit dem Kind macht, also so, so ein bisschen wilder, so ein bisschen-, vielleicht ein bisschen mehr draußen auch oder so, so Hütten bauen.« (LW 16, 855-858)

Lisa Weber rekurriert in dieser Passage auf Bilder hegemonialer Männlichkeit (vgl. Connell 2006) und entsprechende Tätigkeitszuschreibungen, die den Vater für »wilde« Aktivitäten wie das Bauen von Hütten und Unternehmungen in der Natur prädestinieren.

Die soziale Praxis ihrer Mutterschaft hat diese Vorstellung aber längst überschrieben, wie sie erzählt: »Und dann habe ich aber irgendwann gerafft, dass man

es als Mami (lacht) genauso gut machen kann« (LW 16, 858f.). In Interaktionen mit ihrem Kind auf dem Spielplatz hat sich die Unterscheidung von männlichen und weiblichen Bezugspersonen für sie nicht bestätigt und sie begann, sich selbst als Frau und als Mutter anders zu sehen. Sie benennt damit (z.T. implizit) stereotype Annahmen, dass Mütter vorrangig für das emotionale, fürsorgliche Moment elterlicher Sorge zuständig sind und Väter oder andere männliche Bezugspersonen für körperlich anstrengende, »wilde« Unternehmungen mit dem Kind. Vor ihrem eigenen Erfahrungshintergrund erweitert sie für sich, was die Subjektposition einer Mutter alles umfassen kann, und sie vermag hegemoniale Zuschreibungen zu dekonstruieren. Hanna Weber bestätigt diese Einsicht im Gespräch. Auch für sie wird eine zunächst angenommene Differenz zwischen Vaterschaft und Mutterschaft über elterliche Praxis verringert und letztlich ganz infrage gestellt.

Im Verlauf des Interviews wird deutlich, dass sie sowohl anfallende Reproduktionstätigkeiten (insbesondere elterliche Fürsorge) als auch die wöchentliche Lohnarbeitszeit egalitär verteilen. Sie betonen zudem, dass diese Aufgabenverteilung eine bewusste Aushandlung zwischen ihnen als Paar war, während andere Paare – ihrer Wahrnehmung nach insbesondere heterosexuelle – sich scheinbar selbstverständlich an tradierten, geschlechtlich konnotierten Modellen der Arbeitsteilung orientieren:

LW: »Ja, wobei wir ja auch vorher festgestellt haben, dass bei den Heteropaaren sehr viel auch gar nicht so-, die das nicht als bewusste Entscheidung haben, sondern das ist halt so, also, dass die Mutter halt weniger arbeitet, länger mit dem Kind zu Hause bleibt, dass es schwierig ist für den Vater, Elternzeit zu nehmen. Und dass viele auch erstaunt sind, wenn wir sagen, dass der nicht gebärende Elternteil mehr als diese zwei-, mehr als zwei [Monate, A.d.V.] hatte. [...] Es ist schon so, dass wir unsere Favoriten haben, also ich lieber Wäsche wasche und du lieber irgendwas anderes-, mehr kochst.«

HW: (unterbricht, lacht) »Ja, und du lieber weniger Haushalt machst als ich (lacht), aber – nein, also ich meine, wir haben auch die klassischen Streitereien um, wer macht was, ganz klar. Aber ich würde wirklich sagen, dass man bei uns nicht so eine klassische Rollenverteilung ableiten kann, und unser Ziel ja schon definitiv auch erklärt. Und verhandelt ist, alles gemeinschaftlich aufgeteilt zu machen.« (HW+LW 20, 1049-1073)

Von einer Arbeitsteilung, die Reproduktionsarbeit ungleich auf sie als Partnerinnen verteilt, grenzen sich Lisa und Hanna Weber ab. Sie stellen diesem von ihnen als »klassisch« bezeichneten Modell ihre eigene, bewusste Aushandlung gegenüber, die im familialen Alltag andauert und sich auch mal in »Streitereien« äußert. Insgesamt orientieren sie sich in der Verteilung der Tätigkeiten an Präferenzen. Als Beispiel für die Umsetzung einer gleichberechtigten Arbeitsteilung führen sie die Elternzeitmonate an, die sie nicht in der in heterosexuellen Partnerschaften ver-

breiteten Art von zwölf Monaten für die leibliche Mutter und zwei ›Vätermonaten‹ genommen, sondern egalitär verteilt haben. Auch bezogen auf die Lohnarbeit haben sie sich auf eine Gleichverteilung geeinigt und arbeiten jeweils 30 Stunden pro Woche in ihren jeweiligen Berufen, wie sie im Verlauf des Interviews berichten. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich die Webers im Zuge ihres Alltags als Eltern in der hegemonialen Geschlechterordnung als ›männlich‹ konnotierte Eigenschaften und Aufgaben angeeignet haben. Die Webers passen sie in ihre eigenen Geschlechterbilder ein und erweitern tradierte Entwürfe von Mutterschaft, Weiblichkeit und Elternschaft in einer für sie emanzipatorischen, hegemoniale Bilder und Normen dekonstruierenden Weise. Außerdem setzen sie das Ideal einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung sowohl im Bereich der Erwerbs- als auch der Sorgearbeit um.

Eine Erweiterung tradierter Bilder von Mutterschaft und Elternschaft vollzieht sich auch im Zuge der Familienbildung von Miriam und Diana Lange. Sie leben in einem Dorf innerhalb Deutschlands und identifizieren sich geschlechtlich als Frauen. Ihre Begehrensweise beschreiben sie beide als grundsätzlich bisexuell, identifizieren sich aktuell aber als lesbisch lebend, womit sie sowohl eine Fluidität als auch Situiertheit und Kontextgebundenheit von Begehren markieren. Ihr gemeinsames Kind ist zum Zeitpunkt des Interviews 15 Monate alt, Diana Lange ist die leibliche Mutter. Sie nutzten die Samenspende eines privaten Spenders, den sie über ein Internetportal gefunden haben. Eine aktive soziale Rolle hat dieser nicht inne.

Vergleichbar zu den Aushandlungen der Webers ist, dass Miriam und Diana Lange die Integration neuer Tätigkeiten, Fähigkeiten, Eigenschaften und Emotionen in ihre jeweiligen geschlechtlichen Existenzweisen im Zuge ihrer elterlichen Praxis vollziehen und reflektieren. Bedeutsam hierfür sind ihre verschiedenen Positionierungen als leibliche und nicht-leibliche Mutter und die nach der Geburt praktizierte Arbeitsteilung, die frühere Zuständigkeiten aufbricht:

ML: »Na ja, ein bisschen unterscheidet [...] [es sich] natürlich dadurch, ich finde, am Anfang noch mehr, weil natürlich du halt einfach am Anfang diese ganz enge Bindung zu [Name des Kindes] hattest und natürlich, weil du daheim warst und ich habe gearbeitet. Also, dann war das schon so, dass es am Anfang ein-, also, von den Rollen her einfach so war, dass es halt eher so war, dass du halt für [Name des Kindes] so die ganz enge Person warst und ich war dann einfach halt die, die dann arbeiten musste [...]. Das war-, ist von daher aber ganz witzig, weil unsere Rollen, glaube ich, eigentlich eher anders waren, also, dass das eigentlich eher so war, dass ich so diese Häusliche bin, die kocht und die die Wohnung einrichtet und (DL: Die Deko macht – lacht) die Kerzen anzündet.«

DL: »Und ich fülle das Öl im Auto nach, bohre und geh arbeiten.«

ML: (unterbricht) »Und ich schaue, dass es jedem gut geht. Und du schaut eigentlich-, genau. Eigentlich hatten wir immer die Rollen einfach anders eher

so. Aber inzwischen machen wir beide alles und arbeiten auch gleich viel.«
(ML+DL 9, 406-418)

Sie berichten, dass die leibliche Mutterschaft Diana Langes und ihre Entscheidung, als erste in Elternzeit zu gehen, für die Beziehungsgestaltung zum Kind eine wesentliche Rolle gespielt hat und sie zuvor gelebte Zuständigkeiten und Aufgaben neu verteilten. Als beziehungsstiftend geht aus Miriam Langes Ausführungen neben der engen Bindung, die leibliche Mutterschaft für sie mit sich bringt, die geteilte Zeit mit dem Kind hervor. Anfangs hatte Diana Lange mehr Zeit mit dem Kind verbracht, weshalb sich ihre Beziehung zu ihm weiter vertiefte, während Miriam Lange außerhäuslich arbeiten ging und hierdurch eine distanziertere Position einnahm. Zugleich – und dies ist für ihre Erweiterung ihres jeweiligen Geschlechterrepertoires wesentlich – bedeutete diese Zeit eine Neuordnung ihrer partnerschaftlichen Aufgabenteilung: Während Miriam Lange zuvor insbesondere für die Sphäre des Häuslichen zuständig war und andere stets umsorgte, übernahm Diana Lange primär die Erwerbsarbeit und handwerkliche Tätigkeiten. Mit Diana Langes Mutterschaft hat sich dies verändert: Nach einer anfänglichen ›Umkehr‹ der »Rollen«, beschreiben sie die Arbeitsteilung aktuell als eine egalitäre, in der es keine abgrenzbaren Zuständigkeiten mehr gibt. Sie haben wechselnde Verantwortlichkeiten, die sie widerspruchsfrei in ihre jeweiligen Positionierungen integrieren können.

Im Vergleich zu Isabell Schmitz (7.1) fällt auf, dass die Langes in dieser Passage Tätigkeiten und Eigenschaften nicht in ›männliche‹ oder ›weibliche‹ einteilen. Für sie stellen diese vielmehr ein Repertoire dar, aus dem sich selbstverständlich schöpfen lässt. Durch diese Flexibilität und potentielle Aneignung ganz unterschiedlicher Fähigkeiten dezentrieren sie essentialistische geschlechtliche Tätigkeits- und Wesenszuschreibungen und machen sowohl Eigenschaften als auch Aufgaben potentiell für alle Beteiligten verfügbar und auf alle übertragbar.

In ihrem Umfeld sorgte das für Irritationen: Wie Miriam und Diana Lange erzählen, war ihr Bekanntenkreis anfangs von der Entscheidung darüber, welche von ihnen das Kind austrägt, überrascht. Wie Miriam Lange berichtet, wurde sie durch die bis dahin primäre Übernahme des Haushalts als »fürsorglich« und damit für Reproduktion(sarbeit) zuständig konstruiert:

»Ja, ja, eigentlich im Freundeskreis haben alle damit gerechnet, dass ich auf jeden Fall das Kind kriege (lacht). Aber ich glaube, dass das eigentlich voll gut war. Also ich habe so das Gefühl, dass das eigentlich wirklich das Beste war, was uns passieren konnte, weil halt dadurch diese Rollen auch gar nicht so extrem waren, deswegen war das relativ ähnlich. Also weil du einfach dann ein bisschen mehr so in diese-, in diese Mutterrolle kamst und ich ein bisschen weniger. Ich glaube, sonst, wenn ich das Kind gekriegt hätte oder zumindest das erste, dann wäre, glaube ich, ich in dieser Mutterrolle völlig versunken und wäre so-, hätte das von

oben bis unten (lacht) gemacht. [...] Aber so haben wir nun, glaube ich, ziemlich ausgeglichene Rollen.« (ML 9f., 420-443)

Dass Diana Lange schwanger wurde und zunächst primär die Fürsorge übernahm, eröffnete für beide Möglichkeiten, ihre geschlechtlichen Subjektpositionen um neue Dimensionen zu erweitern. Spannenderweise markiert Miriam Lange es hier als ein »[P]assieren« und nicht als bewussten Aushandlungsprozess und Entscheidung, die sie getroffen haben. Deutlich wird in Miriam Langes Ausführungen, dass sie die Veränderung ihrer Positionierungen, die sich mit dem Elternsein entwickelt hat, positiv bewertet. Sie fasst die ›Umkehrung‹ bzw. Irritation des Erwarteten – zumindest im Nachhinein – als befreienden Akt, um nicht in ein starres, binäres Muster zu verfallen, das laut Miriam die Gefahr in sich geborgen hätte, dass sie völlig in der »Mutterrolle« aufgegangen wäre. Darin spiegelt sich der Wunsch nach einer ausbalancierten Mutterschaft wider.

In einer späteren Passage thematisiert Miriam Lange abermals das Spannungsfeld binärer Zuordnungen, als es um die emotionale Sorgearbeit geht, die sie als Mütter leisten. Sie skizziert, dass die Geburt des gemeinsamen Kindes und die sich daran anschließende elterliche Praxis zu einem Aufbrechen vormals angenommener (oder auch gelebter) Verhaltensweisen geführt haben. Begriffe wie »weich, gefühlsbetont« und »rational« werden herangezogen und gegenübergestellt und inzwischen von beiden integriert. So erzählt Miriam Lange:

»Also mit [Name des Kindes], finde ich, hat sich es voll-, bist du-, du bist weicher geworden, finde ich, seitdem [Name des Kindes] da ist. Ich hätte davor bestimmt gesagt, dass es bestimmt so ist, dass ich so diese Seite übernehme, die [Name des Kindes] tröstet, wenn er traurig ist und so, und die ihn dann halt später, keine Ahnung, so mehr diese gefühlsbetonte Seite, dass eher ich das übernehme. Aber jetzt ist es echt so, dass du einfach-, dass du das viel, viel mehr übernimmst, als ich es davor gedacht hätte, glaube ich, oder du hast es vielleicht auch selber gedacht. Und ich dafür teilweise viel rationaler bin, als ich es gedacht hätte, also viel mehr die bin, die sagt, ja komm, das wird er jetzt auch überleben, wenn er sich wehtut oder so.« (ML 15, 667-674)

Die Veränderung ihrer Verhaltensweisen artikuliert Miriam Lange abermals nicht als intendierte, sondern als eine, die sich im Zuge der gelebten elterlichen Praxis herausbildete. Miriam und Diana Lange erweitern im Zuge ihres Elternseins Fähigkeiten, Kompetenzen und Eigenschaften: Ihr *doing motherhood* ist von unerwarteten Veruneindeutigungen geprägt und führt dazu, dass dualistische Gegenüberstellungen von übernommenen Aufgaben und eingebrachten Fähigkeiten nicht mehr möglich sind. Binäre Konnotationen dieser mit Männlichkeit und Weiblichkeit sind in ihrer Narration nicht zu rekonstruieren. Zugleich beschreiben sie sich als Frauen und auch die Bezeichnung »Mutter« ist für beide bedeutsam. Sie vervielfälti-

gen also Entwürfe von Mutterschaft. Insgesamt vollziehen sich in den vorgestellten Beispielen Dekonstruktionen und Verflüssigungen von Weiblichkeiten. Eine Unabgeschlossenheit und Wandelbarkeit von geschlechtlichen Subjektivierungsweisen und mütterlichen Positionierungen wird deutlich.

7.3 »Losgelöst vom Geschlecht«: queere Bilder und Praktiken von Elternschaft

Eine dritte Variante, Elternschaft und Geschlecht innerhalb lesbisch-queeren Elternseins zu verhandeln, stellen die folgenden Fallbeispiele dar, in denen die Akteurinnen* eine Geschlechterordnung, die Weiblichkeit und Männlichkeit binär und essentialisierend fasst, sowie die mit dieser verbundenen Konzepte von Mutterschaft und Vaterschaft dezidiert infrage stellen. Sie spielen bewusst mit Geschlechterkategorien oder wollen sich ganz von ihnen lösen.

So eignet sich beispielsweise Manon Roux Männlichkeiten und Weiblichkeiten strategisch an und fordert mit sienir⁸ Praxis von Elternschaft starre, essentialistische Konstruktionen von Zweigeschlechtlichkeit heraus.⁹ Manon Roux lebt mit sienir Partnerin Sophie Leitner in einer deutschen Großstadt. Sophie Leitner ist die leibliche Mutter der zwei bereits geborenen Kinder. Aktuell ist sie mit Zwillingen schwanger. Sophie Leitner beschreibt sich in Bezug auf ihre geschlechtliche Identität als Frau und als queer begehend. Manon Roux versteht sich hingegen als »lesbien«¹⁰ (MR 19, 910). Das Attribut »lesbien« verweist für sien jedoch nur auf das Geschlecht, das sier begehrt, und nicht auf die eigene Geschlechtsidentität. Geschlechtlich bezeichnet sier sich weder als »Frau« noch als »Mann«, sondern verwendet das Attribut »androgyn« (MR 19, 902). Manon Roux' Androgynsein drückt sier unter anderem über gerade geschnittene Kleidung und einen Kurzhaarschnitt aus, wie sier berichtet. Zeitweise verortete sier sich stärker in einem binären trans* Kontext und zog eine Einnahme von Testosteronpräparaten für eine verstärkte körperliche Performanz von Maskulinität in Erwägung. Sier entschied sich aber

8 Bei diesem Wort handelt es sich um das deklinierte geschlechtsneutrale Personalpronomen »sier«, das vor dem Hintergrund der nicht-binären geschlechtlichen Verortung der interviewten Person im Folgenden Verwendung findet. Verschiedene nicht-binäre Pronomen sind im Kontext trans*-queerer Sprachpolitiken entstanden. Das Pronomen »sier« geht auf Anna Heeger und Sarah Hill zurück. Zur Deklination und weiteren geschlechtsneutralen Pronomen siehe <https://www.annaheger.de/pronomen32>, zuletzt abgerufen am 10.03.2021.

9 Die meisten Antworten Manon Roux' sind paraphrasiert, weil sier oftmals auf Französisch antwortete. Zusammenfassende Übersetzungen einiger Antworten erfolgten während des Interviews durch Sophie Leitner, andere Passagen wurden während der Erstellung des Transkripts übersetzt.

10 Frz. für lesbisch.

dafür, Geschlecht immer wieder neu konstruieren zu wollen und dabei auch mit wechselnden Adressierungen als »Mann« oder »Frau« zu spielen, d.h. den Modus der Irritation von Geschlechterdualismen fortzuschreiben, anstatt über körperliche Attribute wie einen Bart Vereindeutigungen für Außenstehende anzustreben. Androgynität symbolisiert für Manon Roux eine Form des Dazwischenseins oder des Jenseits-von und macht eine fantasievolle Kombination von Männlichkeiten und Weiblichkeiten möglich, die diese als Konstruktionen und als fortwährendes Tun offenbart.

Diese Vorstellungen von Geschlecht, die eine essentialistische, starre Binari-tät von Frau und Mann unterlaufen, spielen für die Konstruktion der elterlichen Identität von Manon Roux eine wichtige Rolle. Sier identifiziert sich vor dem Hin-tergrund einer geschlechtlichen Existenzweise, die sich durch Fluidität und Un-eindeutigkeiten auszeichnet, weder als Mutter noch als Vater, sondern als Elter. Deutlich werden soll dies auch in der Benennungsweise der elterlichen Position durch die Kinder, wie Sophie Leitner berichtet:

»Und zwar war das so, die-, also auf Schweizerdeutsch sagt man Mamie, also war das irgendwie klar, also bei mir war es schon immer klar, Mamie. Und die [Name des Kindes] hat dann irgendwann einfach angefangen, Manon Maman zu nennen, also Französisch Mama. [...] Und dann hatte Manon eigentlich beschlossen, dass [Manon, A.d.V.] Maman so ein bisschen zu weiblich findet [...] Und Mama ist halt so ein bisschen wie Papa.« (SL 16, 788-797)

Sophie Leitner wird von ihren Kindern »Mamie« genannt, ein Begriff, der für sie stimmig und ihr aufgrund ihrer schweizerdeutschen Herkunft vertraut ist. Manon Roux lehnt den französischen Begriff »Maman« hingegen ab, weil er für sien zu stark mit Feminität verknüpft ist. Die deutsche Bezeichnung »Mama« wieder-um eröffnet für Manon aufgrund der phonetischen Ähnlichkeit zu »Papa« einen Möglichkeitsraum, um ›Männlichkeiten‹ und ›Weiblichkeiten‹ zu kombinieren, wie Sophie Leitner erzählt. Schließlich wandelt Manon Roux diese Wendung noch zu »Mapa« (MR 20, 969) ab und beginnt, diese im familialen Alltag verstärkt als An-redeform durch die Kinder zu nutzen. Auf diese Weise gelingt es sien, die eigene elterliche Subjektposition benennbar zu machen und Geschlecht und Elternschaft in Form einer neuen Benennungspraxis zu reorganisieren, die hegemoniale elterliche Existenzweisen entselbstverständlicht und sich der Vereindeutigung entzieht.

Die Bezeichnung »Mapa« symbolisiert für Manon Roux darüber hinaus, wie sier im weiteren Verlauf des Gesprächs ausführt, dass sier ganz unterschiedliche Eigenschaften und Aufgaben in die elterliche Praxis zu integrieren vermag – von klassischerweise männlich konnotierten elterlichen Eigenschaften wie Rationalität und Strenge bis hin zur primären Übernahme der Sorgearbeit. In ihrer Arbeitsteilung und den jeweils vollzogenen erzieherischen Praktiken orientieren sich beide an ihren individuellen Fähigkeiten, Präferenzen und körperlichen sowie emotiona-

len Bedürfnissen. Während Sophie Leitner eher die den Kindern körperlich nahe Person ist, die zärtliche, vertraute und inkonsequente, ist Manon Roux der rationalere, pragmatischere, strengere Elternteil im Umgang mit den Kindern, wie sie berichten.

Sophie Leitner ergänzt, dass sie insgesamt die Erwartungen an eine geschlechtliche Arbeitsteilung, die in einem konventionellen Modell an ihre elterlichen Positionierungen geknüpften wären, brechen. Bei einer Orientierung an tradierten Praktiken von Geschlecht und Elternschaft wäre es die austragende Person, die den Hauptteil der Zeit zuhause bliebe. In ihrer Konstellation sei sie aber die Person, die »Karriere« (SL 6, 298) mache:

»Also jetzt gerade ist es so, dass ich Vollzeit arbeite, also auch sehr viel und auch mal unterwegs bin. Also ich habe so ein bisschen die, die »männliche Rolle« (macht mit den Händen Gänsefüßchenzeichen) in dem Sinne lustigerweise. Und Manon arbeitet Teilzeit, einfach während die beiden betreut sind im Kindergarten und in der Schule.« (SL 15f., 750-753)

Mit ihrem flexiblen, an individuellen Präferenzen orientierten Arrangement bringen Manon Roux und Sophie Leitner Unordnung in tradierte Bilder von Elternschaft und geschlechtlicher Arbeitsteilung. Und das ist ihnen auch bewusst: Sophie Leitner rekurriert dezidiert auf diskursive Figuren einer binären Geschlechterordnung und markiert diese über die Gänsefüßchen-Gestik als Konstruktionen. Und zwar als Konstruktionen, die sie im Zuge ihrer elterlichen Praxis und der damit verbundenen Arbeitsteilung infrage stellen und neu kombinieren. Mit ihrer Konstellation irritieren sie tradierte Zuschreibungen und Stereotype, wie Sophie Leitner weiter ausführt. Dies macht sie daran fest, dass andere Eltern oder Freund*innen und Bekannte meist überrascht seien über ihre Arbeitsteilung und die Irritation mit der jeweilige Performanz von Geschlecht und der leiblichen Elternschaft Sophie Leitners begründen.

Von Eltern oder Kindern in der Kindertagesstätte wird Manon Roux häufig als »Vater« oder »Papa« (MR 17, 806-809) bezeichnet und somit als Mann wahrgenommen – sowohl, wenn Manon Roux sich alleine in diesem Kontext bewegt als auch gemeinsam mit Sophie Leitner als Elternpaar. Die androgyne Geschlechterperformanz führt nicht zu Nachfragen, sondern meist zu einer spontanen Einordnung durch Außenstehende in ein binäres Geschlechtersystem. Wiederholt als Vater und Partner vereindeutigt zu werden, ist Ausdruck und Effekt routinierter, alltäglicher Wahrnehmungsweisen, die sich an den Normen der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit orientieren und den Blick auf Elternschaft und Geschlecht strukturieren. Manon Roux stört sich, wie sie deutlich macht, nur selten an dieser nicht zutreffenden Zuordnung. Für Manon Roux sind die Zuweisungen auch Zeichen der Sichtbarkeit, eine Form der Anerkennung einer androgynen Ausgestaltung von Geschlecht sowie einer nicht-weiblichen Subjektivierungswei-

se. Darüber hinaus markieren Manon Roux und Sophie Leitner die ihnen häufig begegnende Einordnung als heterosexuelles Elternpaar auch immer wieder aktiv als Fehldeutung gegenüber Außenstehenden. So berichteten sie im Nachgespräch zum Interview beispielsweise, dass sie sich in Begegnungen mit anderen Eltern als queeres Paar outen und heteronormative Vorannahmen irritieren. Dies stellt eine Interventionspraxis beider in den hetero- und cisnormativen Alltag und die in ihn eingeschriebenen Wahrnehmungsroutinen dar.

Am Beispiel von Manon Roux und Sophie Leitner zeigen sich sowohl die alltägliche Zumutung, in der geschlechtlichen, begehrenden, elterlichen Existenzweise eindeutig und kohärent zu sein, als auch Möglichkeiten der Irritation und Umarbeitung hegemonialer Bilder und Praktiken. Alternative Weisen Geschlecht und Elternschaft zu leben, werden in ihren Alltagspraktiken Wirklichkeit. Für Manon Roux spielen Männlichkeiten und Weiblichkeiten eine bedeutende Rolle – jedoch als Rohmaterial, als innerhalb einer heteronormativen Geschlechterordnung verfügbare Kategoriensysteme, die sie über den spielerischen, wechselnden Bezug auf sie unterminiert. Mit der fluiden Geschlechterpraxis stellt Manon Roux tradierte Grenzziehungen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit sowie Vater- und Mutterschaft nicht nur infrage und arbeitet diese um, sondern organisiert Elternschaft über eine nicht-essentialistische Vielgeschlechtlichkeit neu, die sich Vereindeutigungszumutungen immer wieder entzieht und diese auch aktiv zurückweist. In ihrer Arbeitsteilung orientieren sie sich insbesondere an Präferenzen. Diese laufen in ihrem Fall, wie sie hervorheben, »klassischen« Erwartungen zuwider.

In einer weiteren Elternkonstellation fordert eine der Akteurinnen* tradierte vergeschlechtlichte Kategorien von Mutter- und Vaterschaft dadurch heraus, dass sie sich ganz von diesen lösen will. An die Stelle von Bezügen auf Männlichkeiten und Weiblichkeiten (oder ein hilfswises Rekurrieren auf diese) im Kontext von Elternschaft tritt eine dezidiert queere Positionierung, die Kategorisierungen zu transzendieren sucht sowie Elternschaft und Geschlecht voneinander entkoppeln möchte. Es handelt sich um die Familie von Nicola und Christine Becker. Sowohl Nicola als auch Christine Becker verorten sich als Frauen*, aber nicht beide als Mütter. Nicola Becker hat das zum Zeitpunkt des Interviews sechs Monate alte Kind ausgetragen und reflektiert über ihre (Selbst-)Verständnisse von Elternschaft und damit verbundene Benennungspraktiken. Sie selbst versteht sich als »Mama« und sieht diese Bezeichnung auch nicht als mit bestimmten Eigenschaften oder Tätigkeitsbereichen verknüpft. Über ihre Partnerin* Christine Becker berichtet sie:

»[Christine hatte sich] eigentlich nie als queer definiert [...], aber als es dann darum ging, Mutter zu sein, war es so, dass sie dann erst verstanden hat, was dieses Queersein für einen großen Vorteil mit sich bringt, dass man eben sich nicht definieren muss. Also das war nach der Geburt unseres Kindes, dass sie als Vater bezeichnet wurde oder ihr von Bekannten zur Vaterschaft gratuliert wurde, und

sie sich dann sehr dagegen gesträubt hat, und es ihr eben darum ging, dass sie überhaupt kein Vater ist. Sie ist Mutter, aber auch »Mutter« ist ihr nicht wichtig, sondern sie ist eigentlich-, sie ist hauptsächlich ein Elternteil, losgelöst vom Geschlecht.« (NB 17, 804-810)

In dieser Passage zeigt sich in zweierlei Hinsicht eine Widerspenstigkeit gegenüber heteronormativen Anrufungen: Erstens berichtet Nicola Becker davon, dass Christine Becker den Vergleich mit heterosexuellen, zweigeschlechtlich organisierten Elternkonstellationen aktiv zurückweist. Bekannte versuchten, Christine Becker in ein heteronormatives Elternmodell einzupassen, indem sie eine Analogie der das Kind nicht austragenden elterlichen Position Christine Beckers mit Vaterschaft konstruierten. Diese Zuschreibung weist Christine Becker zurück und entselbstverständlich damit binäre Zuordnungsschemata. Zweitens bricht ihr Verständnis, weniger »Mutter« als ein »Elternteil« zu sein, die Dichotomie tradiertter Konzepte von Elternschaft auf, die mit einer Unterscheidung von Mutterschaft und Vaterschaft arbeiten, und entkoppelt sie von Geschlecht. Nicola Becker zufolge ermöglicht es die Bezeichnung der Subjektposition Christines als »queer«, sich nicht vergeschlechtlicht definieren zu müssen. »Queer« verweist auf die Fluidität und Unabgeschlossenheit von Identitäten sowie die Möglichkeit der Nicht-Identität (vgl. Bauer 1999), die Christine Becker hinsichtlich vergeschlechtlichter elterlicher Subjektivierungsweisen für sich nutzt. Elternsein kann vor diesem Hintergrund auch als ein »Kristallisationspunkt« (Kortendiek 2010: 447) gedeutet werden, an dem sich geschlechtliche Anrufungen verstärken. Während »queer« vor dem Elternwerden keine relevante Selbstbezeichnung für Christine Becker darstellte, haben die Adressierungen als »Vater« im Anschluss an die Geburt einen Reflexionsprozess angeregt, der mit dem Wunsch einer Entkopplung von Elternschaft und Geschlecht einhergeht.

Der Anspruch, Elternschaft »queer« beziehungsweise Mutterschaft entkoppelt von tradierten Zuschreibungen zu leben, ist bei den Beckers auch verbunden mit vorgeburtlichen und sich aktuell fortsetzenden Verhandlungen über ihre Arbeitsteilung, die sie gleichberechtigt gestalten wollen. Tradierte Konzepte von Elternschaft und geschlechtlicher Arbeitsteilung stellen keine Referenzfolie für die Beckers dar. Eine egalitäre Teilung von Erwerbs- und Sorgearbeit soll in ihrem Fall zeitversetzt verwirklicht werden: Während Nicola Becker beim ersten Kind einen größeren Teil der Elternzeit genommen hat und in den ersten neun Lebensmonaten des Kindes lediglich einen Tag pro Woche einer Erwerbstätigkeit nachging, wollen sie beim zweiten Kind einen »Rollenwechsel« (NB 16, 782) durchführen:

»Und da habe ich aber wirklich das Gefühl, dass das bei uns ganz besonders gleichberechtigt wird. Also schon-, schon dadurch, dass sie sich wirklich auch bemüht, so gut es geht, mich zu entlasten, und im Rahmen ihrer beruflichen Möglichkeiten wirklich also maximal die Elternrolle erfüllt. Und auch dadurch, dass wir diesen

Wechsel dann vollziehen, beim zweiten Kind, ist das wirklich super gleichberechtigt. Das macht mir ein sehr gutes Gefühl.« (NB 16, 789-794)

Gleichberechtigung beabsichtigen sie darüber herzustellen, dass sie beide das Austragen eines Kindes, Elternzeit, Erwerbsarbeit und Sorgetätigkeiten zeitversetzt zu gleichen Teilen übernehmen wollen und auch in der aktuellen Situation, in der Nicola Becker mehr *Care*-Arbeit übernommen hat, auf eine Entlastung durch Christine im Bereich der Sorge für das Kind achten. Mit der elterlichen Fürsorgepraxis geht zudem für beide eine Reflexion von Kinderbetreuung als Arbeit einher, wie Nicola Becker berichtet:

»Und das hat auch unseren Blick auf Arbeit verändert. Das ist uns währenddessen so bewusst geworden, dass [...] das wirklich saumäßig anstrengend ist und dass man mit Kind dann teilweise einfach zu nichts mehr kommt. Dass es dann auch mal sein kann, der andere kommt vom Arbeiten nach Hause, die Wohnung ist verwüstet, Abendessen ist noch nicht fertig, die Wäsche ist nicht gewaschen und trotzdem ist man fix und fertig, weil das Kind eben auch eine Arbeit ist.« (NB 16, 765-771)

Die praktische und geteilte Erfahrung, was Reproduktionsarbeit in den Bereichen der Sorge um das Kind und des Haushalts umfasst, und dass diese eine große, oftmals kaum zu bewältigende Anstrengung bedeutet, hat ihren »Blick« verändert und befördert ein Verständnis beider für die Belastung durch Tätigkeiten, die in tradierten, insbesondere bürgerlichen Geschlechterarrangements der Frau und Mutter vorbehalten sind. Gleichberechtigung impliziert bei den Beckers somit auch die Anerkennung dieser tagtäglich anfallenden Tätigkeiten als Arbeit.

Zusammenfassend zeigen die beiden zuletzt vorgestellten Beispiele auf, dass zweigeschlechtliche Konzepte von Mutter- und Vaterschaft nicht genügen: Im Kontext des Interviewmaterials stellen Manon Roux' androgyne geschlechtliche Subjektpositionierung und Christine Beckers queeres Selbstverständnis eine dritte Variante dar, in lesbischen und queeren Lebenszusammenhängen Elternschaft und Geschlecht auszugestalten – und zwar jenseits (vereindeutigter) geschlechtlicher Positionierungen. Binäre Konzepte werden von den Interviewten aktiv zurückgewiesen und vermögen gelebte Praktiken von Elternschaft und Geschlecht nicht angemessen zu erfassen. Die vorgestellten Beispiele zeichnen sich durch den Anspruch aus, ihre Arbeitsteilung miteinander auszuhandeln und dabei entweder jeweiligen Präferenzen zu folgen oder eine Gleichverteilung der anfallenden Tätigkeiten zu erreichen. Als wesentlich für Reflexionen, Hinterfragungen und ein Anderstun der Interviewten erweist sich immer wieder die Dimension der Erfahrung: Praxis verschiebt den Blick auf Anforderungen und Herausforderungen, die mit der Übernahme von Sorgearbeit einhergehen.

7.4 Zwischenfazit

Die vorhandene sozialwissenschaftliche Literatur sieht in lesbischen Elternkonstellationen teils entweder die Chance, aufgrund der Gleichgeschlechtlichkeit einen egalitär(er)en Aushandlungsprozess zu befördern, der Ungleichheiten, wie sie traditionell in heterosexuellen Konstellationen zu finden sind, weitgehend hinter sich lässt und tradierte Geschlechterbilder tendenziell unterminiert (u.a. Dunne 2000; Ben-Ari/Livni 2006; Herrmann-Green/Gehring 2007; Rupp 2009). Ein anderer Teil der Literatur betont stattdessen die Heterosexualisierung von lesbischen Paaren mit Kindern und die Tendenz einer Reproduktion asymmetrischer Verteilungen von elterlicher Sorge- und Lohnarbeit insbesondere auf der Basis leiblicher Abstammung, die zu ähnlichen Abhängigkeitsverhältnissen und asymmetrischen Arbeitsteilungen wie in klassischen heterosexuellen Paarbeziehungen führe (u.a. Kruppa 2009). Hinzu kommen oftmals Ideen der Notwendigkeit eines Vaters für das Kind, die letztlich heteronormative Geschlechterdiskurse und -praktiken stützen (u.a. Chabot/Ames 2004). Wie das präsentierte Material verdeutlicht, ist es bedeutsam, binäre Assimilations- versus Transgressionsthese zu vermeiden und differenziert zu betrachten, wie die Interviewten sich zu hegemonialen Normen des Mutterseins positionieren, wie und ob sie gleichberechtigtere Sorgearrangements zu verwirklichen suchen, wie sich zugleich Machtverhältnisse zwischen lesbischen und queeren Frauen* im Zuge des Elternwerdens und -seins herausbilden und Vorstellungen und Praktiken von Geschlecht und Elternschaft eine Umarbeitung erfahren. Damit schließe ich mich dem dritten Strang der Studien zu lesbischer und queerer Elternschaft an, der eben jene Ambivalenzen und Gleichzeitigkeiten hervorhebt (u.a. Donovan 2000; Mamo 2007a, 2007b; Padavic/Butterfield 2011; Schallat 2018).

Mit Blick auf das Gesamtsample lässt sich festhalten, dass erstens eine Orientierung an tradierten Modellen von Mutterschaft auszumachen ist. Etwas mehr als ein Viertel der Interviewten greift auf hegemoniale Deutungsmuster wie die Semantik der Mutterliebe zurück. Im Zuge ihrer Praktiken werden Geschlechterdualismen von Männlichkeit und Weiblichkeit respektive Vaterschaft und Mutterschaft reproduziert. Oftmals lehnen sie die Arbeitsteilung an eine ›klassische‹ zweigeschlechtliche an und verwirklichen sie innerhalb einer lesbischen Partner*innenschaft. Hierdurch findet teils eine Normalisierung innerhalb heteronormativer Verhältnisse statt, über die die Interviewten Erfahrungen des Einschlusses machen. Zweitens findet sich im Sample eine Erweiterung tradierter Entwürfe von Mutterschaft, Weiblichkeit und Elternschaft, die hegemoniale, essentialisierende (Geschlechter-)Normen dekonstruiert, sie herausfordert und umarbeitet. Dies trifft auf gut die Hälfte der analysierten Entwürfe und Ausgestaltungen zu. Kennzeichnend für sie sind bewusste Aushandlungen der Arbeitsteilung sowie die Reflexion von mütterlichen Erfahrungen und individuellen

Eigenschaften, die eine Re-Integration in die Mutterschaftsentwürfe ermöglichen und zur Erweiterung von Repertoires des Mutterseins beitragen. Drittens sind bei insgesamt drei Fällen des Samples Modelle auszumachen, welche die Binarität der symbolischen Geschlechterordnung in grundlegender Weise herausfordern, sie umarbeiten und überwinden wollen und sich einer eindeutigen Zuordenbarkeit entziehen. Der Dualismus von Mutterschaft und Vaterschaft wird aufgebrochen hin zu einem genderqueeren Elter(n)sein, das auf eine Hybridität, Fluidität und Unabgeschlossenheit von Geschlecht verweist. Im Material zeigt sich folglich ein breites Spektrum an möglichen gelebten Mutter- und Elter(n)schaften.

Meine empirischen Ergebnisse veranschaulichen vielfältige Aushandlungen und Praktiken von Elternschaft und Geschlecht, in denen hegemoniale Geschlechterbilder sowohl reproduziert als auch erweitert werden. In den analysierten Beispielen finden sich multiple Deutungen und Praktiken von Mutter- bzw. Elternschaft, die unterschiedlich stark an tradierte, etablierte Vorstellungen sowie damit verbundene geschlechtliche Positionierungen und Verortungen als Mutter, Vater oder Elter(n) anknüpfen oder sie herausfordern und Mutterschaft vervielfältigen. Es ist von einem gleichzeitigen *undoing* und *redoing gender* im Kontext lesbisch-queerer Elternschaft auszugehen. Dies hat Laura Mamo (2007a) in ihrer Studie *Queering Reproduction* für den US-amerikanischen Kontext aufgezeigt.

Im Gegensatz zur Annahme, dass »geschlechtsgleiche« Paare »ihre Elternschaft gar nicht auf Geschlecht zurechnen können« (Hirschauer 2019: 11), zeigt sich anhand der Analyse, dass die Interviewten auf tradierte Narrative einer binären Geschlechterordnung zurückgreifen, um ihre Orientierungsmuster und Selbstverhältnisse zu artikulieren und sich zum Teil auch in diese einschreiben und sie reproduzieren. Einige begannen wiederum im Zuge ihrer elterlichen Praktiken, diese Mutterschafts- und Weiblichkeitsnarrative infrage zu stellen, zu entselbstverständlichen und umzudeuten, bis hin zu nicht-binären Verortungen wie »Mapa« oder dem Wunsch nach einer Dezentrierung vergeschlechtlicher Elternschaft über die Selbstbeschreibung als »queer« und als »Elter(n)teil«. Nicht-binäre und queere geschlechtliche Verortungen lassen sich deshalb nicht nur als ein *undoing gender*, sondern auch als ein *transgressing gender* beschreiben: Sie greifen einen der Grundpfeiler der hegemonialen, heteronormativen Geschlechterordnung an – die naturalisierte Zweigeschlechtlichkeit.¹¹

11 Auf ähnliche Verortungen und Praktiken verweisen die Soziologinnen Irene Padavic und Jonniann Butterfield in einer qualitativen Studie, in der sie die Aushandlungen der elterlichen Identität durch lesbische Ko-Elternteile im US-amerikanischen Kontext untersuchen: Im Rahmen einer Selbsthilfegruppe für lesbische Ko-Eltern wurde der Begriff »mather« (als Kombination aus »mother« und »father«) geprägt. Einige der Interviewten verwendeten ihn als Selbstbeschreibung ihrer elterlichen (nicht mütterlichen!) Identität und entwarfen eine hybride Kategorie, die Binaritäten herausfordert und die Grenzen heteronormativer Kategorien aufbricht (vgl. Padavic/Butterfield 2011: 189ff.).

Utan Schirmer hat anhand von Untersuchungen zur Drag-King-Szene zwei Potentiale für trans*-queere Alltagspraxen herausgearbeitet:

»[...] einerseits das Potential, die durch hegemoniale Alltagsroutinen konstituierte zweigeschlechtliche Strukturierung der Welt zu entselbstverständlichen [...] sowie andererseits die Hervorbringung alternativer praktischer Bezugnahmen auf sich und die Welt, die das Gewicht einer teilbaren Wirklichkeit erlangen und somit über eine Kritik des Bestehenden hinausweisen« (Schirmer 2015: 172).

Auch bei den zuletzt vorgestellten Aushandlungen und Selbstbeschreibungen handelt es sich um welche, die ganz neue Möglichkeitsräume Elternschaft zu leben schaffen, indem »Kohärenz- und Vereindeutigungs Zumutungen« (ebd.: 175) aufgebrochen werden. Zugleich müssen diese Transgressionen (binär) vergeschlechtlichter Elternschaft als umkämpfte betrachtet werden, die auch an Grenzen der Resignifizierung (Butler 1991: 183) stoßen. Neben Dezentrierungen und Umdeutungen durch die Subjekte sind soziale Kontexte – und inwiefern diese Zweigeschlechtlichkeit queerende elterliche Existenzweisen anerkennen – von Bedeutung. Sie sind relevant für die Frage, »wer man sein kann« (Schirmer 2015: 180). Dies zeigt sich etwa, wenn Manon Roux in der Kindertagesstätte als »Vater« adressiert wird. Für Manon Roux ist diese geschlechtliche Zuordnung jedoch auch ein Zeichen, dass sie sichtbar ist und Anerkennung findet in einer androgynen Performanz von Geschlecht. Diese Ambivalenz korrespondiert mit dem in Kapitel sechs herausgearbeiteten Oszillieren zwischen Ein- und Ausschluss im Hinblick auf die Anerkennungsordnung von Familie: Elterliche Subjektpositionen, die Geschlecht transzendieren, bewegen sich in Grenzbereichen zwischen Marginalisierung und Mitgliedschaft.

Das Erfordernis der Aushandlung von (Selbst-)Bildern von Mutter- und Elternschaft geht in den betrachteten Konstellationen nahezu durchgehend mit Reflexionen darüber einher, wie Lohn- und Reproduktionsarbeit verteilt werden sollen. Die meisten Interviewten, insgesamt 16 Paare, erheben den Anspruch einer egalitären Arbeitsteilung und beabsichtigen auf unterschiedliche Art und Weise eine Gleichberechtigung der verschiedenen mütterlichen bzw. elterlichen Positionen zu erreichen: von einem Wechsel der Positionen (austragend/nicht austragend) und der übernommenen Tätigkeiten (Sorgearbeit/Lohnarbeit) beim ersten und beim zweiten Kind bis hin zu einer möglichst egalitären Arbeitsteilung von Geburt an. Insgesamt fünf der interviewten Familien weisen wiederum ähnliche Ungleichheits- und Abhängigkeitsverhältnisse in der Verteilung von Lohn- und Sorgearbeit auf, wie sie in heterosexuellen Konstellationen zu beobachten sind, die eine tradierte Geschlechterordnung reproduzieren. Ist Geschlechtszugehörigkeit kein Differenzmerkmal, so kann an diese Stelle die Unterscheidung von leiblicher und sozialer Verwandtschaft treten und meist über naturalisierende Argumentationen mütterliche/elterliche Positionierungen strukturieren und hierarchisieren: Entlang von körperlichen Praktiken wie dem Stillen oder diskursiven Figuren wie der hormo-

nellen Determinierung des Schwangerenkörpers werden Differenzierungen vorgenommen. Deutlich wird insgesamt, und das in allen betrachteten Beispielen, die Gestaltbarkeit und Gestaltungsnotwendigkeit von Sorgeverhältnissen und der elterlichen Arbeitsteilung.

Was bedeuten diese Ergebnisse für die weitere Auseinandersetzung mit Mutterschaften, Elternschaften und Familie? Dieser Frage gehe ich im folgenden Kapitel nach, das die Ergebnisse der empirischen Kapitel zum Ausgangspunkt für abschließende konzeptuelle Überlegungen nimmt. Die Ausführungen beabsichtigen, künftige Studien zu Familie, Verwandtschaft, Reproduktion und Geschlecht zu inspirieren.

